

Ueber eine
Schattenseite unserer Literatur,
und über
die Bestimmung der Universität,
nach
dem Statut der Universität Jena.

Zwei Prorektorats-Reden

von

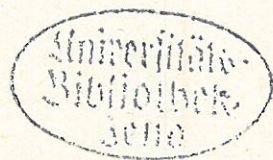
Dr. C. Fr. Bachmann,

Herzogl. S. Altenburgischem Geheimen Hofrath und Professor der Philosophie auf der Universität Jena, Ritter des Grossherzogl. S. Weimarischen Falkenordens, Director der Grossherzogl. mineralogischen Anstalten, der Kaiserl. Russischen mineralogischen Gesellschaft in Petersburg, des historischen Instituts in Paris, der medicinischen Akademie in Madrid, der naturforschenden Gesellschaft in Philadelphia und mehrerer anderen gelehrten Gesellschaften des Auslandes Mitgliede.

D a r m s t a d t.

Druck und Verlag von C. W. Leske.

1846.



Vorwort.

Die beiden Reden, welche ich hiermit dem Publikum übergebe, sind von mir, einige kleine Zusätze und Abänderungen abgerechnet, vor einer zahlreichen Versammlung wirklich so gehalten worden, wie sie hier erscheinen. Die erste Rede vom August 1838 beleuchtet eine Schattenseite unserer Literatur, wozu sich passende Figuren wohl auf jeder Universität finden. Meinen Grundsätzen getreu, wollte ich auch diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, gegen eine Richtung unserer Philosophie, die ich, weil sie eine sittlich-religiöse Weltanschauung nicht zulässt und den Glauben an eine göttliche Leitung des Menschengeschlechts vernichtet, für verderblich halte, mich eben so entschieden auszusprechen, wie in meinen früheren Schriften. Die zweite im verflorenen Jahre gehaltene Rede hat zum Thema den ersten Paragraphen des Statuts der Universität Jena. Zu einer Zeit, wo unsere Universität einen bedeutenden Verlust erlitten hatte, ein anderer zu fürchten war, und die Frequenz zusehends abnahm, schien es mir dringend

nothwendig, die noch vorhandenen Kräfte mit Hinweisung auf die Bestimmung der Akademie zu einer desto grösseren Thätigkeit und einem gemeinsamen Wirken anzureizen, um die ehrenvolle Stellung im Gebiete des Wissens noch ferner zu behaupten. Wer an einer Universität eine lange Reihe von Jahren als Lehrer und Schriftsteller thätig gewesen ist, der gewinnt sie lieb, und kann den Verfall derselben nur mit Kummer betrachten. Zum Glück ist manches Gefürchtete nicht geschehen, und durch die Weisheit der höchsten Erhalter der Universität sind einige Männer von bewährtem Ruf gewonnen und Manches nach den Bedürfnissen des Zeitgeistes umgestaltet worden, und andere Erwerbungen stehen in Aussicht, so dass man der Zukunft getrost entgegen sehen kann. Indem ich diese beiden Reden nach dem Wunsche mehrerer Zuhörer in einen grösseren Kreis einführe, wollte ich zugleich meinen entfernten Gönnern und Freunden ein Lebenszeichen geben, bis ich ihnen in meinem Systeme der Metaphysik, im Gegensatze zu den Lehren unserer Zeit, an welchem ich schon lange arbeite, eine sorgsam gezogene, durch Jahre gereifte Frucht bieten kann, während sie hier nur die Blüthen weniger Wochen erhalten, wie sie sich aus reiner Natur ohne Treibhauscultur entwickelten.

Erste Rede,

gehalten

im August 1838.

Verehrungswürdige Versammlung!

Die Uebnahme der höchsten akademischen Würde, welche der Empfänger selbst in einer Rede öffentlich verkündigen und auf diese Weise sich selbst in das wichtige Amt einführen soll, mag sie Vielen als eine überflüssige Neuerung, Andern nur als eine leere Formalität erscheinen, deren Bedeutung, je öfter sie wiederholt wird, desto tiefer herabsinkt, ist von den höchsten Erhaltern der Akademie nicht nur in der besten Absicht angeordnet worden, sondern bietet auch eine Seite dar, von welcher aufgefasst, sie ein eigenenthümliches Interesse gewährt. Nach dem höchsten Willen sollte den Repräsentanten der Akademie jährlich zweimal eine feierliche Veranlassung gegeben werden, an diesem Orte sich als Glieder Einer Universität, der sichtbaren Gemeinschaft des Reichs des

ist auch der Ihrige. Auch Ihren Ruf hat man ange-
tastet und Sie der Ungebundenheit des Betragens, der
Auflehnung gegen Gesetz und Ordnung, gegen Ihre
Obrigkeiten und Regierungen angeklagt. Zeigen Sie
durch die Reinheit Ihres Lebens, durch Ihre treue
Liebe zur Wissenschaft, Ihren Sinn für Recht, Ge-
setz und Ordnung, die Grundlosigkeit dieses Gerüchts,
und dass wenigstens Sie diesen Vorwurf nicht ver-
dienen. In diesem Vertrauen zu Ihnen habe auch ich
heute mein Amt angetreten; ich wünsche, dass auch
Sie mir volles Vertrauen schenken, und dass nichts
vorkommen möge, was meine Hoffnung täuschen könnte.
Und so leben Sie wohl.

Ich bin heute anwesend, weil ich mich bei Ihnen
bedanken möchte für die Einladung, die Sie mir
ertheilt haben, an der Spitze der Akademie zu
stehen. Ich bin sehr glücklich, dass Sie mich
zu diesem Ehrenamt ernannt haben. Ich werde
mich bemühen, die Erwartungen, die Sie an mich
knüpfen, zu erfüllen.

Zweite Rede,

den 26. August 1845.

Magnificae Academiae Ex-Præceptor,

Verehrungswürdige Versammlung!

Hätte ich bloss meiner persönlichen Neigung folgen
dürfen, so stände ich jetzt nicht an dieser Stelle,
sondern der würdigere, hochverehrte Senior unserer
Facultät und der ganzen Akademie, und Sie würden
in der Sprache der Römer von einem der grössten
Meister derselben ein Kunstwerk in vollendeter pla-
stischer Darstellung erhalten. Erscheine ich aber den-
noch in dieser ehrwürdigen Versammlung, so geschieht
es nur nach dem Wunsche meines verehrten Herrn
Collegen selbst, in Folge eines Tausches, welchem
der älteste Senat seine Genehmigung erteilt hat.
Nach dem höchsten Befehle der Durchlauchtigsten
Erhalter geschieht der Antritt des Præceptors jedesmal
öffentlich und mit gewissen Feierlichkeiten. So auch

heute. Nachdem ich vor dem illustren Senate in die Hände seiner Magnificenz des Herrn Ex-Prorectors an Eidesstatt angelobt habe, die mir obliegenden Pflichten gewissenhaft zu erfüllen, soll ich in diesem Hörsaale noch die Uebernahme meines Amtes in einer Rede verkünden, und auf diese Weise mich selbst in das wichtige Amt einführen. Gegenstand einer Rede ist diess wohl nun eigentlich nicht, und da über den Umfang derselben nichts vorgeschrieben ist, so könnte ich meine Pflicht schon erfüllt zu haben glauben, wenn ich denjenigen unter den verehrten Anwesenden, welche nicht selbst Zeugen der Uebernahme meines Amtes sein konnten, verkünde, dass dieses geschehen sei, was ich hiermit thue. Damit wäre die ganze Feierlichkeit zu Ende, aber auch die Bedeutungslosigkeit derselben ausgesprochen.

Da ich nun aber dennoch eine Rede halten soll, so muss wohl jene höchste doch gewiss das Beste der Akademie bezweckende Verfügung der Durchlauchtigsten Erhalter noch eine tiefere Bedeutung haben. Sie zu entdecken, ist nicht schwer. Der ganze Senat soll sich in feierlichem Zuge hierher begeben, indem die übrigen Mitglieder der Universität sich theils anschliessen, theils in der Aula erwarten. Es ist mithin die Universität, welche sich hier versammeln sollte, in der Einheit und innigen Verbindung ihrer Glieder, als ein Organismus höherer Ordnung, im klaren Bewusstsein ihrer Würde und Bestimmung. In diesem Bewusstsein vereinigen sich alle einzelne Strahlen des Wissens zu einem grossen Lichtkörper, der Glanz und Wärme in unbestimmter Ferne ver-

breitet. So wird auch die Universität in dem Hauptstatute selbst gefasst. Es nennt sie eine Corporation, deren Zweck es ist, gehörig vorbereitete Jünglinge für die Kirche und den Staatsdienst tüchtig zu machen, überhaupt aber das Wahre, Schöne, Gute und Heilige nicht nur in sich zu bewahren, sondern auch immer mehr zu verbreiten. Diess ist aber offenbar das Höhere. Wäre die Universität nichts weiter, als eine Anstalt für Kirche und Staat, so wäre sie etwas Specielles, Untergeordnetes, sie müsste sich immer nach der bestehenden Staatsform und der herrschenden Kirche richten, auch wenn beide noch so mangelhaft wären und der durchgreifendsten Reformen bedürften. Durch den letzten Zusatz aber erklären die höchsten Erhalter selbst die Akademie für einen Tempel des Wahren, Schönen, Guten und Heiligen. Die Jünglinge, welche sich der Kirche und dem Staate widmen, sollen zuvor diesen Tempel betreten und in ihm die erste Weihe empfangen. Manche hätten vielleicht eine andere Folge dieser Ideen gewünscht, indem es scheinen könnte, als sollten das Gute und das Heilige erst das spätere sein, etwa wie man an einem Gebäude, nachdem es schon in allen wesentlichen Theilen vollendet ist, noch Einiges als Schmuck und Zierrath hinzuzufügen pflegt. Allein diess ist nicht der Sinn des höchsten Statuts. Das Wahre soll wohl das Erste, aber nur die Grundlage der inneren Ausbauung sein. Denn Wahrheit sucht und verlangt vor allen der nach Wissenschaft Strebende, indem er unsern Tempel betritt. Die Vorurtheile seiner Jugend, der Irrthum, Wahn und Aberglaube, welcher noch

die profane Menge umfängt; sollen von ihm genommen werden, er soll ein Hellsehender werden; zur Anschauung gelangen. Die Sehkraft seines Geistes soll durch die Erkenntniß so geschärft werden, dass die Wissenschaft in der Klarheit einer Gestalt vor das innere Auge tritt, als ein Gefühl, das ihn erfüllt, mahnt, antreibt und begeistert, um es in seinem Leben zu verwirklichen. Desswegen nannte diess Plato die Idee.

Hat er die Wahrheit erkannt, so soll er zweitens darnach streben, ihr die entsprechende Form zu geben. Diess ist nur möglich durch Grenze, Ebenmaass, Proportion und Harmonie. Diess sind aber eben so viele Bedingungen der Schönheit, und so soll die Wahrheit in entsprechender Form erscheinend zur Schönheit werden. Wo könnte aber der Zögling der Wissenschaft die Muster einer solchen Darstellung anders suchen wollen, als bei den Classikern, jedoch nicht bloss bei den unsterblichen Alten, welche einer uns grossentheils fremden Weltanschauung angehören, und deren Geist noch nicht vollkommen erleuchtet war, sondern auch bei den Neueren, und bei den Classikern unseres Volks? Das Reich des Schönen ist aber nicht auf die Schriftsteller, oder gar auf die Dichter beschränkt, es hat einen weit grösseren Umfang; auch die Musik und die bildenden Künste stellen es dar, jede Kunst in ihrer eigenthümlichen Sprache, mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln. Alle drängen sich an den Menschen, bieten ihm ihre Schätze und wollen etwas beitragen zu seiner vollkommenen Ausbildung. Lässt nun auch unsere Universität in

dieser Beziehung gar Manches zu wünschen übrig, fehlt es hier an einer eigenen Zeichenschule und Malerakademie und an Gelegenheit, durch Anschauung bedeutender Kunstwerke den Sinn für das Schöne zu stärken und den Geschmack zu bilden, so ist diess eben ein fühlbarer Mangel, den wir nur zu beklagen haben. Es gibt jedoch noch eine andere Kunst, welche neidlos ihren unerschöpflichen Reichtum in verschwenderischer Fülle und in allen denkbaren Formen überall ausbreitet, damit sich ein jeder daran erfreuen könne; die göttliche Kunst in der Natur, tiefsinnig und geheimnissvoll, und doch so klar und ansprechend, ein Gegenstand steter Bewunderung für jeden, der sie nur aufmerksam betrachten will. Ihre Kunstwerke haben vor den menschlichen den grossen Vorzug, dass sie sich aus eigener innerer Bildungskraft gestalten und, zur Vollendung gelangt, einen Keim erzeugen, welcher die Fähigkeit besitzt, sich wieder zu einem neuen Kunstwerke auszubilden und so sich in's Unendliche zu vervielfältigen. Und diese Kunst bildet rastlos, unermüdlich, in's Grosse in der Construction der Sonnensysteme bis in's Unendlich-Kleine. Man bewundert es schon bei dem Menschen, wenn es ihm nach anhaltender, oft jahrelanger Arbeit gelingt, auf einer kleinen Oberfläche, einer Münze, oder einem Fruchtkerne eine Anzahl von Denksprüchen oder unbeweglichen Figuren einzugraben: was ist diess aber Alles gegen die Kunst, welche in einem Wassertropfen eine Welt lebender Wesen wie spielend bildet, von denen jedes nach einem besonderen Typus gegliedert ist? Ja, selbst was uns das Leb-

loseste zu sein scheint, das starre Gestein besteht grossentheils aus Milliarden lebender und gestorbener Wesen, und vielleicht hindert uns nur die Unvollkommenheit unserer Instrumente, sie auch in den übrigen zu entdecken, so dass man im eigentlichen Sinne sagen kann: Von Dir reden die Steine.

Mit der Anforderung an die Akademie, das Schöne in sich zu bewahren und immer mehr zu verbreiten, wird zugleich der Pedanterie und dem dunklen, abstrusen Formelwesen der Schulen, hinter denen sich oft nur die Hohlheit und Verworrenheit der eigenen Gedanken verbirgt, das Urtheil gesprochen. Es liegt aber darin noch ein tieferer Sinn. Es gibt in den Seelenzuständen wohl eines jeden Menschen etwas Unharmonisches, Hässliches, Widerstreitendes, welches bis zu dem Grade gesteigert werden kann, dass die inneren Gewalten in Tumult und Aufruhr gerathen, und die Verfassung des Gemüths völlig zerrüttet wird bis zum gänzlichen Zerfallen des Menschen in sich selbst, mit der Welt und mit Gott. Ein in sich entzweites und zerfallenes Gemüth verfehlt aber des Schönen. Soll daher die Universität das Schöne in sich bewahren, so müssen die Einzelnen, die gegenwärtigen Repräsentanten der Universität, darnach streben, die innern geistigen Stoffe zu regeln, zur Ordnung und Schönheit verbinden, und dann wird es ihnen auch möglich sein, ein entsprechendes Abbild äusserlich darzustellen.

Wie das Wahre und das Schöne, die Wissenschaft und die Kunst, so soll die Universität auch drittens das Gute in sich bewahren und immer mehr verbreiten.

ten. Damit steigen die Forderungen. Auf dem Standpunkte der Sittlichkeit wird der Gelehrte nicht nach dem Umfange seines Wissens, sondern nach seiner Gesinnung, nach der Reinheit seines Wollens und Strebens gemessen. Der Mensch steht über dem Gelehrten. Eine Masse des Wissens kann sich auch mit einem verdorbenen Herzen verbinden, es gibt eine einseitige Verstandescultur, welche den Menschen hart, lieblos und streitsüchtig macht, und das Gemüth so erkaltet, dass es keiner Hingebung und Verehrung mehr fähig ist, weil der verirrte Verstand nichts für ehrwürdig und heilig gelten lässt. Göthe bemerkt in seinem Leben, es sei damals, als er in Leipzig studirte, in der Literatur eine schöne Zeit gewesen, wo vorzüglichen Menschen noch mit Achtung begegnet wurde. Diese Zeit scheint vorbei, und diess ist eben ein untrügliches Zeichen, dass die, in welcher wir leben, mit ihren gährenden Elementen nur ein Durchgangspunkt ist. Der Gegensatz und Kampf in ihr ist nicht auf ein einzelnes Gebiet menschlicher Thätigkeit beschränkt, sondern er durchdringt Alles, die ganze Wissenschaft, die Religion, das Staatsleben, es ist ein Zerfallen der Geister in ihrem tiefsten Sein, ein Ringen nach Einheit, ohne sie finden zu können. Daher zeigen sich die Geisteskräfte und selbst eminente Talente in diesem Kampfe glücklicher im Zerstören wie im Aufbauen, wie jemand, der von dem Gefühle einer unerträglichen Gegenwart gepeiniget wird, ohne klares Bewusstsein dessen, was an der Stelle des Zerstörten errichtet werden soll. Ein solcher Kampf in der Welt des Geistes kann aber

doch zuletzt nur aus den Ideen selbst entspringen, von deren Bewusstsein alle durchdrungen sind, nur fassen sie die Ideen zu abstract, einseitig, nicht in der Totalität ihrer Momente, als den Gegensatz erzeugend und überwindend; und so spalten sich die Kämpfenden in zwei Hauptclassen. Die eine betrachtet die Idee mehr in ihrer geschichtlichen Entwicklung, geleitet von dem richtigen Gedanken, es sei Geist und Vernunft in der Geschichte, oder, nach einem religiösen Ausdrucke, es offenbare sich in ihr die göttliche Vorsehung und Weltregierung. Die Vertheidiger dieser Ansicht sind noch der Pietät fähig, in der Religion achten sie das Christenthum für göttlich, und die Schrift gilt ihnen als ein Zeuge dieser Göttlichkeit, was die Vorfahren in Wissenschaften, in Staatsverfassungen, Rechten und Gesetzen gegründet, scheint ihnen weise und durch Alter ehrwürdig; sie wollen sich dieses nicht rauben lassen, und nicht gegen Theorien vertauschen, deren Richtigkeit sich durch die Erfahrung noch gar nicht bewährt hat und nicht hat bewähren können, weil es den Urhebern derselben selbst noch an der nöthigen Erfahrung fehlt. Sie selbst vergessen jedoch dabei, dass die Idee selbst nicht nur einer unendlichen Entwicklung fähig ist, sondern auch in der Wirklichkeit keine concrete Gestalt dem ewigen Wesen derselben vollkommen entsprechen kann. Oder wo gäbe es eine Staatsverfassung, Rechte und Gesetze, Theorien und Systeme, oder überhaupt ein Institut, das durchaus makellos, gar nichts zu wünschen übrig liesse? Dieses Bewusstsein von dem, was sein sollte und könnte, im

Gegensatz zu dem Wirklichen, ist eben die Idee, und so wird diese selbst das Forttreibende, Entwickelnde, Umgestaltende. Daher lassen sich veraltete menschliche Zustände, denen der Geist einmal entwachsen ist, nicht wieder herstellen, und diejenigen, welche dieses dennoch versuchten, haben es schwer büßen müssen. Die andere Classe dagegen strebt immer vorwärts, aber fast immer rücksichtslos, leidenschaftlich, und mehr aus einem dunklen Drange des durch die Gegenwart nicht befriedigten Seins, als aus klarer Einsicht dessen, was uns wirklich Noth thut. Sie fühlen eine unwiderstehliche Lust, niederzureissen und zu zerstören; alles Alte, von den Vorfahren in der besten Absicht Gegründete, auch wenn Millionen sich dabei glücklich fühlten, gilt ihnen für veraltet, die Verehrung desselben für Schwäche; nur das Gegenwärtige sei das Wahre, nämlich sie selbst, wesshalb sie ihre Erkenntniß die Wissenschaft der Gegenwart nennen. In dieser Zerstörungslust neigen sie sich mehr zum Hasse, als zur Liebe. Ein jüngerer Gelehrter hat vor Kurzem in einer akademischen Rede zum Antritte seiner Professur an einer berühmten Hochschule es unumwunden ausgesprochen, „dass er den ihm Entgegenstehenden, was das Princip betreffe, seine volle, ungetheilte Feindschaft, seinen vollen und herzlichen Hass verspreche.“ Er gibt im Princip gar keine Vermittelung zu, und hält seine Parthei nicht für Parthei, sondern für die Sache selbst. Er werde rücksichtslos handeln und seinen Weg geradeaus gehen, ohne rechts und links zu sehen, und selbst die unangenehme Kraft des Lächerlichen nicht

sparen, um alles das zu verfolgen, was er als eine rohe Trübung der Idee auf dem Boden der Wissenschaft erkenne. Endlich fügt er hinzu: Ich bin grob im Principienstreit, man soll wieder grob sein. Eine solche Maxime konnte nur der Anhänger einer Schule aussprechen, für welche die moralische und religiöse Weltanschauung nur Moment, Durchgangspunkt in der Dialektik des Weltgeistes ist, die der Philosoph, zum absoluten Wissen gelangt, als aufgehoben unter sich erblickt. Die Ausrede, als werde durch das Aufheben etwas zwar negirt, aber zugleich erhalten, wie das Saamenkorn in der Wurzel und dem Stengel, der Embryo durch die Geburt, der Substanz nach fort dauere, ist ein blosser Schein. Denn in der Wurzel und dem Stengel ist das Saamenkorn wirklich aufgehoben, als solches gar nicht mehr vorhanden, der Embryo tritt durch die Geburt in ganz neue Verhältnisse. Die Geburt ist ein Losreißen von dem mütterlichen Boden, ein Fortschreiten des Lebens zur Selbstständigkeit, zur Freiheit, zum Bewusstsein. Die Sittlichkeit und Religion wären demnach als aufgehobene nur das, was die elterliche Pflege für den Unmündigen ist, ein Leitband für die Jugend, dessen, der durch Wissenschaft zur Selbstständigkeit gereifte Geist nicht mehr bedarf, sie sind für ihn eine leidige Fessel, man darf an seine Handlungen nicht den Maassstab der Sittlichkeit legen. Jener Redner meint zwar das Schrofie und Verletzende seiner Aeusserungen gemildert zu haben, wenn er hinzusetzt: „er und seine Gegner dürfen sich, da wo ihre Personen gegenüber stehen, gegenseitige Achtung nicht versagen.“

indem er aber fordert, die Ueberzeugung müsse ganz zur Gesinnung werden, ganz in Blut, Nerv, Empfindung, Gluth der Energie und des Charakters übergehen, wie er denn selbst in seinen Vorträgen der Jugend sein Herzblut einschenken werde, und auch von den Gegnern gesteht, sie seien durch ein Zusammenwirken bestimmter Verhältnisse in ihrer Denkart befestiget, und mit ihr zusammengewachsen, so verwischt er den Unterschied zwischen dem Princip und der Person, und beide fallen im Wesentlichen zusammen. Damit ist denn als das Princip des wissenschaftlichen Strebens der Hass ausgesprochen, eine Ansicht, über welche die Griechen in dem ersten Aufschwunge ihrer Speculation erhaben waren. Denn wenn gleich Empedocles den Hass, den zertheilenden und trennenden, als ein in der Welt der Elemente stets wirkendes Princip betrachtet, so setzt er ihm doch die mächtigere Liebe entgegen, welche, von dem Mittelpunkte des Weltkreises sich ausbreitend, den Feind des Schönen an die äusserste Peripherie treibt, und wenn dieser Weise und Seher die Sinnenwelt einen Sitz des Uebels und Elends nennt, eine bedeckte Höhle, worin Völker von Leiden wie auf Hades Wiese in der Dunkelheit umherstreifen, so geschieht es nur, weil hier Neid und Hass so gewaltig sind, und wir aus Zwist geboren für frühere Vergehungen büssen müssen, wesshalb wir erst dann, wenn wir durch einen Kreislauf von Verwandlungen gereinigt worden, fähig werden, in das Reich der ewigen Liebe einzugehen. Und jenen Grundsatz spricht jener Redner in dem Momente aus, wo er im Be-

griffe ist, in den Kreis von Männern einzutreten, die zu einem gemeinsamen Wirken berufen sind; und vor der akademischen Jugend, von welcher sich gerade ein grosser Theil derjenigen Wissenschaft, gegen welche die Pfeile des Redners vorzüglich gerichtet sind, der christlichen Theologie beider Confessionen mit Liebe und Begeisterung widmen soll. Diese will er unterdrücken, in ihrem Glauben irre machen, und das jugendliche Gemüth mit Hass erfüllen, und so Spaltung und Zwietracht durch das ganze akademische Leben verbreiten. Allerdings gibt es in der Wissenschaft verschiedene Standpunkte, und von jedem aus eröffnen sich dem Strebenden mehrere Wege. Welchen man auch wählen mag, von einem jeden erscheint uns die Natur und das Menschenleben von einer anderen, interessanten Seite, und insofern ist er Moment, Glied eines höheren Ganzen. Um einen Irrweg in seinen dunklen Windungen wirklich zu erkennen, muss ihn jemand betreten, und die Einseitigkeit eines Standpunkts enthüllt sich erst vollkommen dann, wenn ein kräftiger Geist von ihm aus es unternimmt, die Probleme der Wissenschaft vollständig zu lösen. Dann bleibt immer ein tiefliegendes Bedürfniss unseres Geistes ohne Befriedigung, irgend eine der zartesten Seiten unseres Wesens wird verletzt und abgestossen. Entweder fehlt der Sinn für das Concrete, Wirkliche, das Leben der Natur, man baut sich eine Welt aus abstracten Kategorieen und bloss logischen Elementen, oder man fällt in den entgegengesetzten Fehler, der in's Materielle versenkte Geist kennt keine andere Realität als die Sinnliche,

das Individuelle gilt für das Wahre; daher die Abneigung gegen die Ideale; die moralische Weltordnung und das Gewissen gilt für Selbstbetrug, die Religion und der Glaube an die Vorsehung für ein Wahn der bethörten Menge. Was die Geschichte der Wissenschaften so unendlich interessant macht, ist eben das unausgesetzte Ringen des Menschen nach Geistesfreiheit, Licht, Wahrheit und Recht. Anfangs sind die Ideen aller im Bewusstsein in ungesonderter Einheit, wie das Saamenkorn der Möglichkeit nach die ganze Pflanze enthält, dann treten sie auseinander, einige wurzeln in der Erde und graben sich immer tiefer ein, andere breiten sich mehr horizontal an der Oberfläche aus, oder verästeln und verzweigen sich nach allen Richtungen hin, und wieder andere erheben sich himmelwärts. So scheinen sie sich oft zu fliehen bis zur Entfremdung und Feindschaft, betrachtet man sie jedoch genauer, so entdeckt man, dass sie einen gemeinschaftlichen Stamm haben, und nichts sind, als verschiedene Formen eines grossen allseitig wachsenden Baumes der Erkenntniss, welcher seine Wurzeln und Zweige in alle menschliche Verhältnisse treibt.

Nach diesem Schema entwickelt sich jede einzelne Wissenschaft. Die Idee derselben kündigt sich in dem Gemüthe zuerst an als Ahnung, Sehnsucht und unwiderstehlicher Trieb nach Erkenntniss, indem der Geist in dem bloss Sinnenfälligen, was die Menge fesselt, keine Befriedigung mehr findet. Daher erschienen in den ältesten Zeiten die Männer, welche im Besitze höherer Erkenntnisse waren, den Völkern

als Weise, ja als Seher und Propheten, als göttlich begabte Dämonen und Wohlthäter der Menschheit, deren Andenken sie in Traditionen, Gesängen und Urkunden bewahren. In ihnen concentrirte sich noch das gesammte Wissen der Zeit. Als aber der Einzelne nicht mehr Alles umfassen konnte, als das religiöse Bewusstsein zur Theologie wurde, und diese Geheimlehre der Priesterschaft blieb, als die Philosophie sich von der Volksreligion losriss, die poetische Naturanschauung in die empirische Naturwissenschaft überging, und die Rechte und Gesetze ein eigenes Studium erforderten, da wurde es auch offenbar, dass die Idee einer jeden Wissenschaft wieder den Keim einer unendlichen Entwicklung in sich trägt; aber ebenfalls in Gegensätzen. Der erste Versuch in einer Wissenschaft ist gleichsam das Thema einer grossartigen Fuge, nur von einem Einzigem angegeben. Das Thema enthält eine Fülle von Kraft und Leben, und deutet auf ein fernes Ziel hin, so dass auch andere davon ergriffen werden können, um es geistreich durchzuführen. So tritt bald ein Gefährte auf, um der ersten Stimme zu antworten. Er ist eine selbstständige Person, aber er nimmt den Grundgedanken auf, spricht ihn auf seine eigene Weise aus, verändert, setzt zu, und bestreitet der ersten Stimme das Recht des Besitzes. Nicht lange, so lässt sich eine dritte, eine vierte Stimme hören, um auch an der Ausführung Theil zu nehmen. Damit ist aber die erste Stimme nicht zum Schweigen gebracht. Sie fällt früher oder später ein, schlägt einen neuen Ton an, fasst den Grundgedanken von einer neuen Seite,

und zeigt, dass der Reichthum derselben auch durch die übrigen Stimmen noch nicht erschöpft ist. Und so beginnt ein neuer Wettkampf der Stimmen, eine Durchführung in höherer Potenz, bis endlich alle Stimmen, nachdem eine jede zu ihrem Rechte gelangt, den Grundgedanken mit vereinten Kräften darstellen, und in dieser Harmonie sich beruhiget fühlen. Nur handelt es sich in der Wissenschaft nicht um die Durchführung eines einfachen musikalischen Themas, sondern um die Darstellung der Idee in ihrer unerschöpflichen Fülle, und zuletzt um die harmonische Entwicklung aller Ideen, deren Keime in dem Menschengeste liegen. Darum zieht sich die Ausführung durch die ganze Geschichte der Menschheit durch, und alle Völker sind berufen, daran Theil zu nehmen. Gegensatz und Streit ist in der Wissenschaft unvermeidlich, ohne ihn haben wir kein Bild des Lebens. Die Natur halten wir nur für lebendig, insofern wir in ihr einen Kampf der Kräfte, ein Entstehen, Entwickeln und Umgestalten entdecken; das Leben des Menschen von dem ersten Momente der Befruchtung an bis in das höchste Alter ist ein ununterbrochenes Bilden, ein Verändern und eine Umgestaltung des Gebildeten, und wo dieser Process ganz aufhört, alle Pulse der Bewegung stocken, tritt der Tod ein. Wie könnte doch die Wissenschaft selbst lebendig sein, Leben erkennen und abspiegeln, wenn sie sich nicht weiter entwickelte, kein Fortschritt möglich wäre, nichts zu wünschen übrig bliebe? Aber ebenso wenig verdiente die Wissenschaft diesen Namen, wenn in ihr Alles umgestaltet werden müsste, Alles nur sterbliche

Meinung wäre ohne Wahrheit. Wer an eine göttliche Weltregierung glaubt, die sich in der Geschichte der Menschheit offenbart, der muss auch annehmen, dass die Wissenschaft, ohne welche die Menschheit ihre Bestimmung nicht erfüllen würde, darin mitbegriffen ist. In der Geschichte der Menschheit hat aber jedes Stadium seine Wahrheit, auch das kindliche Alter. Woher sonst unser Wohlgefallen an diesem, wenn es in seiner Reinheit hervortritt? Warum knüpfen wir daran den Gedanken der Unschuld, des inneren, noch ungetrübten Friedens, und warum preisen die ältesten Mythen der Völker jenen kindlichen Zustand als das goldene Weltalter, als ein Leben im Paradiese, über dessen Verlust der Mensch zu trauern habe, wenn sie nicht überzeugt waren, es könne, was durch Schöpferkraft zuerst gewirkt worden, und die Grundlage aller nachfolgenden Epochen sein sollte, nur gut gewesen sein? Selbst Jesus stellte, als die Jünger fragten, wer der grösste im Himmelreich sei, ein Kind unter sie, und sprach: Es sei denn, dass Ihr Euch umkehrt, und werdet wie die Kinder, so werdet Ihr nicht in das Himmelreich kommen. Zwar das Kindesalter der Menschheit kann nicht wiederkehren, aber wie der Mann, sich selbst überwinden, aus der inneren Entzweiung zum Frieden in sich, mit der Welt und zur Versöhnung mit Gott gelangen kann, so muss es auch möglich sein, dass ganze Völker, nachdem sie die unvermeidlichen Gegensätze überwunden, auf einen Standpunkt gelangen, wo der Staat und die Kirche, die Wissenschaft und das Leben, das Recht und die Sittlichkeit sich einigen, und

alle Ideen sich durchdringen zu einem einzigen höheren Leben. Wird gleich der Streit in der Wissenschaft niemals ganz aufhören, soll er auch fortdauern, so lange noch einseitige Ansichten mit Anmassung sich erheben und sich für die Wissenschaft selbst halten, und soll, wer für die Wahrheit in die Schranken tritt, mit der ganzen Kraft seines Wesens kämpfen, so soll man doch den Gegner nicht hassen, sondern ihn vielmehr als einen Befreundeten betrachten, der von der gleichen Wahrheitsliebe beseelt, mit uns nach demselben Ziele strebt, und dessen Verstand sich vielleicht nur verirrt, während seine Gesinnung untadelhaft ist. Gesetzt auch, unser Gegner wäre gemüthlos, wir könnten ihn als Mensch nicht achten, so ist doch dieses unmittelbar kein Gegenstand des wissenschaftlichen Streites, wir können ihn an sein Gewissen verweisen, und das Urtheil einem andern Richter überlassen. Möge desshalb der Hass von unseren geweihten Kreisen für immer entfernt bleiben, und dagegen der Geist des Guten und der Humanität uns belehen, damit wir das Gute in uns sorgfältiger bewahren und immer weiter verbreiten. Unsere Akademie soll aber auch endlich noch das Heilige nicht nur in sich bewahren, sondern auch immer mehr verbreiten. Diese Bestimmung bezieht sich nicht bloss auf die höchst ehrwürdige theologische Facultät, welche berufen ist, im Geiste der protestantischen Kirche die gelehrte theologische Bildung zu befördern, und tüchtige Männer für die christlichen Lehramter zu erziehen, sondern auf alle Wissenschaften, und findet sich eben deshalb gleich am Eingange

des Statuts. Damit haben aber die höchsten Erhalter der Wissenschaft gewiss keine Fessel auflegen, und den Geist nicht unter das Joch der Menschensatzungen beugen wollen. Unsere Hochschule ist eine protestantische, im Geiste des Protestantismus gestiftete, sie nimmt daher auch alle ihr von ihm zugestandenen Rechte für sich in Anspruch: das Recht in der Religion nur der eigenen Ueberzeugung zu folgen, ohne sich durch menschliche Auctorität zwingen zu lassen, diese mag sich nun mit dem Ansehen einer Kirche brüsten, oder nur die Zumuthung Einzelner sein; in dem erhebenden Bewusstsein der eigene Geist zeuge vom Geiste Gottes, auch er gehöre zur göttlichen Offenbarung, und diese sei doch nur für den Geist, damit er sie erkenne, in sich aufnehme, und von ihr sich durchdringen und beleben lasse. Desshalb gestattet der Protestantismus den unbeschränkten Gebrauch der heiligen Schrift, damit jeder im Stande sei, den göttlichen Geist derselben unmittelbar auf sich wirken zu lassen, ohne Dazwischentreten einer Priesterschaft und Kirche, welche sich aus eigener Machtvollkommenheit die Auslegung des Wortes Gottes anmasst, und unwidersprechlich feststellt, den Laien nur so viel mittheilend, als sich mit ihrem eigenen Interesse verträgt. Insonderheit muss die Philosophie das Princip der Geistesfreiheit für sich in Anspruch nehmen, weil sie ohne diese gar nicht gedeihen kann. Sie ist der allgemeine Protestantismus, nicht bloss in der Religion, sondern in dem ganzen Gebiete des menschlichen Wissens, gegen die blosse Auctorität, die Menschensatzungen und Lehrmeinungen,

insofern sie die freie Forschung unterdrücken wollen, und sich vor der Vernunft nicht rechtfertigen lassen. So scheint sie vielen eine Feindin der Religion zu sein, aber es scheint nur so, und hat sie in Einzelnen wirklich diese gehässige Seite gezeigt, so war diess ein Trugbild und eine Ausartung der Wissenschaft. Denn die Vernunft, als die höchste Auctorität der Philosophie, ist doch nur die menschliche Vernunft, nicht die absolute, ewige, ungetrübte. Zwar sind die Vernunftwahrheiten selbst an sich ewig, und es muss daher in der Menschenvernunft selbst etwas Unvergängliches sein, ein Abglanz des ewigen Lichts, aber dieses erscheint uns nie in seiner göttlichen Reinheit, sondern getrübt durch unser individuelles Bewusstsein, mit einem Zusatze des Irdischen, Vergänglichen, und so mit der Möglichkeit des Irrthums. Schon diese Ueberzeugung bewirkt in dem Nachdenkenden eine religiöse Stimmung. Er erkennt nicht bloss eine göttliche Vernunft über sich, sondern das Bewusstsein, seine eigene Vernunft auf eine unbegreifliche Weise empfangen zu haben, erregt in ihm ein Gefühl der Abhängigkeit, der Demuth, der Dankbarkeit gegen den Urheber derselben. Diese religiöse Stimmung wird gesteigert, wenn die Wissenschaft in ihrem Fortgange zuletzt auf etwas Uebernatürliches und Unbegreifliches stösst, das sie aber gleichwohl als ein gegenwärtig Wirkendes anerkennen muss. Daher hat die Ableitung aus den höchsten Principien immer etwas Problematisches, ja das wirkliche Entstehen übersteigt in der That unsere Fassungskraft. Sehen wir nämlich etwas entstehen, so denken wir

immer, es müsse nicht bloss etwas vorhanden gewesen, woraus es entstanden, sondern es müsse da auch das Entstandene von gleicher Beschaffenheit mit ihm sein. Deshalb überrascht es uns so sehr, wir erstaunen, wenn aus der Verbindung zweier oder mehrerer uns bekannter Grundstoffe gleichwohl etwas entsteht, das weder dem einen noch dem andern gleicht, und ganz neue, eigenthümliche Eigenschaften erhält. Und unsere Bewunderung wächst, wenn wir uns zu den organischen Wesen und in die Welt des Geistes erheben, wo wieder ganz neue Gesetze der Entwicklung und Verwandlung eintreten. Hier findet sich überall Veranlassung zu einer religiösen Erhebung des Gemüths. Die Religion zieht aus allen diesen Erscheinungen fortwährend ihre Nahrung, und sie würde abzehren und schwinden, wenn unser eigenes Wesen und die Welt in ihrem räthselhaften Sein ganz in Verstandesformeln aufgelöst werden könnten, und dem geistigen Auge völlig durchsichtig erschienen. Was wir wirklich begriffen haben und aus seinen Principien vollständig ableiten können, das kann für uns kein Gegenstand religiöser Verehrung mehr sein, wir könnten höchstens unseren eigenen Verstand bewundern, der diess Alles begreift. Wenn daher eine gewisse philosophische Schule den Begriff, die logische Idee als das höchste und absolute Wesen aller Dinge betrachtet, von welcher sie ein vollkommenes Wissen zu besitzen vorgibt, so verschliesst sie sich selbst den Rückweg zur Religion, und kann diese nur als eine verblichene, abgelebte Gestalt betrachten, welche in dem Wissenden nur noch in der Er-

innerung fortlebt, etwa so wie der Erwachsene lächelnd auf die Spiele seiner Kindheit zurückblickt. Die Religion ist dieser Schule keine Angelegenheit des Menschen, des hilfsbedürftigen Herzens, sondern die höchste Bestimmung der absoluten Idee selbst, um dadurch zu sich selbst zurückzukehren. Die Religion verliert so für den Philosophen alles Tröstende und Erhebende, sie kann ihm in ihren Vorstellungen nichts bieten, was er nicht schon besser hätte, die logische Idee ist nicht heilig, und so ja noch etwas der religiösen Verehrung für würdig geachtet würde, so könnte es nur der Menschegeist sein, und zuletzt der Philosoph in eigener Person. Diess ist denn auch in der That der Punkt, bei welchem mehrere aus dieser Schule, als dem Gipfel ihrer Weisheit, angelangt sind. Alle wirkliche Existenz ist ihnen die der endlichen Dinge, die Religion steht mit dem Wesen des Menschen im Widerspruche und beruht auf einer Illusion; und in der Philosophie der Zukunft wird von der Theologie und von Gott, als einem Wesen ausser und über dem Menschen, gar nicht mehr die Rede sein: an die Stelle Gottes tritt der Mensch, und dieser ruft dem andern zu: „Ich und Du in der Einheit sind Gott.“ *) Loben muss man jedoch die Offenheit, mit welcher diese Ansicht ausgesprochen, und mit der einige verwandte Geister ihren Austritt aus der christlichen Kirche erklärt, und andere gestanden haben, man könne mit diesem Glauben, ohne

*) Ludw. Feuerbach, Grundsätze der Philosophie der Zukunft. Zürich 1843. Wesen des Christenthums. Leipz. 1841.

zu lügen und zu heucheln kein geistliches Amt bekleiden. Gefährlich sind eigentlich diese Erscheinungen nicht, es ist in Schriften dieser Art, wie Göthe von dem *système de la nature* sagt, Alles so grau, cimmerisch und todtenhaft, dass man Mühe hat, ihre Gegenwart auszuhalten, und davor, wie vor Gespennstern zürückschaudert. Nur muss man gegen alle gehässige Folgerungen protestiren, damit nicht, was bloss Einzelne verschuldet haben, der Wissenschaft zur Last gelegt werde. Sprach ich vorhin meine Ueberzeugung dahin aus, es müsse in der Wissenschaft jeder Standpunkt hervortreten und zu seinem Rechte gelangen, so konnte ich natürlich nur solche Standpunkte meinen, welche nothwendige Momente der Wissenschaft sind, nicht aber wollte ich damit jeder Verkehrtheit und jedem Unsinn, der je da gewesen, das Wort reden und als nothwendig hinstellen. Irreligiosität und vollends Hass gegen die Religion sind kein nothwendiger Standpunkt der Philosophie, ja gar nicht aus wirklicher Philosophie entsprungen, diese wendet sich von ihnen ab und stösst sie aus.

Die Universität soll nach dem Statut das Heilige in sich bewahren und immer mehr verbreiten. Es wird mithin vorausgesetzt, dass sie es schon in sich trägt. Und diess mit Recht. Ich würde glauben, eine Beleidigung auszusprechen, wenn ich die Vermuthung äusserte, es könne ein Mitglied unserer Universität wirklich ohne Religion sein, es hätte sie im Gewirre des Weltlebens verloren, oder sie wäre ihm durch die Wissenschaft geraubt worden; und ich

würde mir es gerade jetzt nicht verzeihen, wo bei den Bewegungen unserer Zeit auf diesem Gebiete sich das religiöse Bewusstsein so lebendig und kräftig gezeigt hat. Ich füge desshalb nur den Wunsch hinzu, die Akademie möge wie das Wahre, Gute und Schöne, so auch das Heilige, die Religion, in sich bewahren und immer weiter verbreiten. Und dazu bedarf es gar keiner besonderen wissenschaftlichen Studien, keiner Systeme und dialektischen Kunstwerke des Verstandes, ja das religiöse Gemüth scheut sie oft, und wendet sich von ihnen ab, als von etwas Fremdem, Störendem.

In diesen vier Ideen, dem Wahren, Schönen, Guten und Heiligen, hat unsere Universität einen unvergänglichen Belebungsstoff zu einem allseitigen Wirken. Was wir aber auch durch gemeinsame Thätigkeit erreichen, niemals werden die einzelnen Gestalten des Wissens jenen ewigen Urbildern ganz entsprechen; in diesen bleibt immer ein Ueberschuss von Kraft, welcher, durch das Gegenwärtige nicht befriediget, zu neuen Bildungen forttreibt. Als nach der Indischen Dichtung die Götter auf das Flehen der Damajanti ihre Zeichen annahmen, damit sie in der Versammlung der Götter und Könige den ihr zum Gemahl bestimmten Nala erkennen könnte, da sahe sie alle Götter schweisslos und ohne Staub mit starrem Blicke über dem Boden schweben, auf dem Haupte blühende Kränze, Nala aber stand am Boden, wankend, mit Staub und Schweiss befleckt, und die Blätter seines Kranzes waren verwelkt. So der Mensch und die Ideen. Der Einzelne geht auf der Erde mit unsiche-

rem Tritte, und ist immer in Gefahr zu fallen, er muss die Wissenschaft mit Anstrengung und Schweiss erringen, und erndtet oft nur vergänglichen Ruhm, weil die Wissenschaft immer mehr fordert, als er zu leisten vermag. Die Idee allein hat unvergängliches Leben in sich, und kann daher immer auf's Neue Begeisterung erregen. Die Universität stellt dieses unvergängliche Leben der Idee viel vollkommener dar, wie der Einzelne. Dieser altert und kann die verlorne Jugendblüthe nicht wieder erhalten, die Universität aber in ihrem Gesamtleben gleicht einem durch sein Alter ehrwürdigen aber kräftigen Baume, der immer neue Zweige und Blüthen treibt. Das Bewusstsein dieses gemeinsamen Stammes stärke und erhebe uns zu einem immer kräftigeren Wirken. An Jena knüpfen sich grosse und unvergängliche Erinnerungen. Wir dürfen nur die Bilder davon in uns zurückrufen und uns lebhaft vorstellen, der Geist des grossmüthigen Stifters der Universität, und die Geister derer, welche den Ruhm unserer Hochschule begründet und erhalten haben, umschwebten uns, ermahnten, warnten, forderten uns auf, ihre Schöpfung zu erhalten und zu erweitern. Nicht ohne schmerzliches Gefühl blicke ich auf die Zeit zurück, wo ich hier das akademische Bürgerrecht erlangte, und wenn ich an alle die Männer denke, die damals und nachher auf ihr wirkten, und die uns entweder durch den Tod, oder indem sie einem andern Rufe folgten, entrissen worden sind, so ergreift mich Wehmuth. Ich war damals noch Zeuge jener grossen Auswanderung, welche in der neueren Geschichte der Uni-

versitäten ihres Gleichen nicht hat, und wodurch Jena in Zeit von zwei Jahren mehrere seiner grössten Zierden zugleich verlor. Wer davon die Schuld getragen, ist schwer zu bestimmen, wesshalb wir niemanden einen Vorwurf machen, sondern das Ganze als eines jener tragischen Ereignisse betrachten wollen, wie sie in der Geschichte der Völker öfter vorkommen, und von denen es scheint, dass keine menschliche Macht sie abzuwenden vermag. Auch der Weimarsische Musenhof, wo die unsterblichen Genien unserer Literatur weilten, ist geschlossen, und man wandert in seinen Mauern mit den traurigen Gefühlen, mit denen Reisende nach ihren Berichten den classischen Boden von Griechenland und Rom betreten. In Jena dagegen kann dieses Gefühl schon deswegen nicht so mächtig werden, weil es in der Wissenschaft keinen Classiker gibt, und es in ihr auch dem grössten Geiste nicht gelingt, sie zu vollenden und abzuschliessen wie in einem Kunstwerke. In dem Wesen der Kunst liegt, da sie nach der Darstellung der Idee des Schönen strebt, in einem einzelnen, sinnesanschaulichen, individualisirten Werke schon unmittelbar eine Beschränkung der freischaffenden Thätigkeit und damit die Möglichkeit einer grösseren Vollendung der Form, die Wissenschaft dagegen strebt nach dem Allgemeinen; das Einzelne hat in ihr nur den Werth eines Moments, dessen volle Bedeutung erst aus dem Zusammenhange mit dem Ganzen erkannt werden kann, mag sie nun entweder von den Erscheinungen zu den übersinnlichen Gründen derselben sich erheben, oder von der Idee aus construierend und

gesetzgebend eine Mannichfaltigkeit von Verhältnissen bestimmen und beherrschen wollen. In der ersten aufsteigenden Bewegung gelangt sie früher oder später auf ein Unendliches, Undurchdringliches und Irrationales, das sie zwar anerkennen muss, aber ohne es völlig begreifen und in entsprechende Formeln fassen zu können, weil es für den Begriff zu gross ist. Diess ist der Punkt, wo die Religion und der Glaube ergänzend eintreten. Versucht es dagegen die Wissenschaft, von dem Allgemeinen aus das Besondere und Einzelne zu bestimmen, so kann sie zwar ein Allgemeines von kleinerem Umfange erreichen, allein sie sieht gar bald die Unmöglichkeit, den unendlichen Reichthum der Idee in der Fülle der individuellen Gestaltung erschöpfen zu können, und muss sich daher durch die Erfahrung belehren lassen. Mit dem höheren Standpunkte einer Wissenschaft wächst zwar die Aussicht, man überblickt grössere Massen von Gegenständen, das früher getrennt Scheinende rückt näher an einander, ergänzt sich und erhält eine vollere Beleuchtung, aber zugleich erweitert sich der Horizont nach allen Seiten, in duftiger Ferne erheben sich neue Anhöhen in wunderbaren Formen, den Forscher mit magischer Gewalt an sich ziehend, um von ihm auch erkannt zu werden. Damit wachsen aber auch die Forderungen, und in ihnen die Capacität des Menscheingeistes, deren Grenzen sich in's Unbestimmte verlieren. Desshalb können in der Wissenschaft auch die grössten Werke, die zu ihrer Zeit Epoche machten, den umfassenderen Bedürfnissen der Nachwelt nicht mehr entsprechen; man muss sie,

wenn nicht umarbeiten; wenigstens vielfach ergänzen und berichtigen, oft dienen sie nur zur Grundlage eines höheren Gebäudes, oder sie zeigen den rechten Weg, ohne ihn selbst zu betreten, und wo sie ihn auch einschlugen, gingen sie nicht weit genug und hatten keine Ahnung davon, wohin er führen würde.

Die Universität ist der Idee nach eine sichtbare Darstellung der Gesamtheit des menschlichen Wissens in seiner fortschreitenden Bewegung nach den Bedürfnissen des Zeitgeistes. Die fortschreitende Wissenschaft zieht aber schneller oder langsamer alle Gebiete des Menschenlebens nach sich, weil sie ihre Wurzeln in die Kirche, den Staat, in alle öffentliche und Privatverhältnisse treibt und sich gern Allen mittheilen möchte. Ein Staat ohne Universität entbehrt nicht bloss der Einheit und des inneren Zusammenhalts seines geistigen Lebens, sondern er sieht sich auch genöthigt, will er nicht in Rohheit versinken, die Cultur aus fremden Quellen zu schöpfen, und geräth in eine Abhängigkeit nach dem edleren Theile seines Wesens, wofür ihn die Erweiterung seiner Grenzen und die bloss physische Macht zu entschädigen nicht im Stande ist. So blieben grosse Reiche des Alterthums, im Vergleich mit den Hellenen, Barbaren, die welterobernden Römer wurden die Schüler der unterjochten Griechen; und als bei dem Verfall des römischen Reichs die Schwärme roher Völker eindrangten und die Herrschaft an sich rissen, mussten sie sich doch bald vor dem höheren Geiste des Christenthums beugen, und das verwüstete Rom erhob sich durch Bildung und Wissenschaft in verjüngter

Kraft und bezähmte die wilden Gemüther. Wie aber die bloss physische Ausbreitung eines Staates ohne die intellectuelle und sittliche Bildung und Macht keine Garantie seines Bestehens im Conflict mit andern gewährt, so darf auch ein Staat, wenn er durch ein unglückliches Geschick dem Feinde unterliegt, nicht verzweifeln, so lange in ihm noch kräftige Geister leben. Bei der grossen Katastrophe, durch welche im Jahr 1806 die preussische Monarchie der Auflösung nahe gebracht wurde, erkannte der verstorbene König in seiner Weisheit die Nothwendigkeit der Concentrirung der geistigen Kräfte der Monarchie in einem Mittelpunkte, damit sie von hier aus den geschwächten Staatskörper allseitig durchdringen und zu einer künftigen Erhebung stärken könnten. Diesem Gedanken verdankt die Universität Berlin ihre Entstehung, wie viel diese zu der späteren glorreichen Erhebung des preussischen Volks und aller Deutschen mitgewirkt, und welche Verdienste sie sich um die Wissenschaft erworben, ist allgemein bekannt. Dieselbe Idee erzeugte schon viel früher in dem Churfürsten Johann Friedrich den Grossmüthigen nach der unglücklichen Schlacht bei Mülberg den Entschluss, in Jena eine Universität zu gründen, und bei der Zusammenkunft mit seinen Söhnen in dem anmuthigen Saalthale legte er ihnen die Ausführung seines Plans dringend an's Herz. Den Verlust eines beträchtlichen Theils seiner Länder und einer Fürstenwürde ertrug er standhaft und ungebeugt, aber einer Stadt entbehren zu müssen, in welcher das heilige, von Menschengesetzen gereinigte Feuer, der theuer und blutig erkaufte Re-

ligions- und Gewissensfreiheit bewahrt, verbreitet, und die Wissenschaft ihr wohlthätiges Licht ausstrahlen könnte; diess schien ihm das Härteste und Schmerzlichste. Die neue Universität nahm gar bald unter ihren älteren Schwestern eine ehrenvolle Stelle ein, und was von diesem kleinen Musensitze aus für Wahrheit, Recht und Geistesfreiheit seitdem gewirkt, welche Ideen von hier ausgegangen, wie viele der grössten Männer unseres Vaterlandes hier ihre höhere Bildung empfangen, oder als Lehrer ihren Ruf begründet haben, brauche ich an diesem Orte nicht erst zu erzählen. Der höchste Glanzpunkt unserer Akademie fällt in das letzte Decennium des 18. und die ersten Jahre des 19. Jahrhunderts. In Verbindung mit der classischen Periode Weimars war damals in diesen beiden kleinen Städten eine Fülle von Intelligenz und Genialität vereinigt, um welche wohl die grössten Staaten das Weimarische Land mit Recht beneideten. Es ist gewiss ein merkwürdiges Zusammentreffen von Unglücksfällen, dass, als Jena mehrere seiner glänzendsten Namen verlor, eben Herder gestorben war und bald darauf auch Schiller's irdisches Gestirn erbleichte. Nach einiger Zeit gewann jedoch Jena wieder bedeutende Kräfte aus dem Auslande und nahm nach den Befreiungskriegen einen neuen Aufschwung. Damals bei der Feststellung eines neuen Etats erklärten die höchsten Erhalter in ihren Rescripten, das Wohl der Akademie und die Behauptung des Ranges, welchen sie von ihrem Ursprunge an unter den deutschen Universitäten einnimmt, sei von jeher ein Gegenstand Ihrer lebhaftesten Fürsorge gewesen; sie,

die Stiftung eines der Stammväter des Herzoglich
Sachsen-Ernestinischen Gesammthauses, sei gleichsam
ein wesentlicher Bestandtheil desselben geworden;
und eine verewigte, hochherzige Fürstin dieses Hau-
ses, eine Frau von bewunderungswürdiger Charakter-
stärke, nannte die Universität eine Perle ihres Hau-
ses. Dieser höchsten Fürsorge dürfen wir auch wohl
jetzt vertrauen, wo wir wieder einen neuen Verlust
zu beklagen haben und noch andere zu fürchten sind;
aber dieses Vertrauen steigere zugleich unser Selbst-
bewusstsein und werde für uns ein Sporn zu größe-
ren Anstrengungen, zur Kräftigung des Gemeingeistes,
der sich gerade in Zeiten der Gefahr am schönsten
zeigen kann, um den Ruhm unserer Hochschule auch
im Auslande zu erhalten und die Wissenschaft ihrem
erhabenen Ziele näher zu führen.